

Zeitschrift: Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Herausgeber: Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Band: 25 (1993-1994)

Artikel: Zwischen den Stühlen : Thomas Mann nach 1945
Autor: Pochadt, Eveline
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1052912>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zu dieser Studie

Die Studie «Zwischen den Stühlen – Thomas Mann nach 1945», aus der hier erstmalig ein Teilabdruck veröffentlicht wird, befaßt sich mit der Vorgeschichte und den Hintergründen des ersten Deutschlandbesuches Thomas Manns nach dem Krieg sowie dessen mittelbaren und unmittelbaren Folgen. Es handelt sich um einen Versuch, die Position herauszuarbeiten, die Thomas Mann zwischen den Fronten des sich anbahnenden kalten Krieges einnahm, eines Krieges, der auch und gerade vor Künstlern nicht haltmachte, sondern sie für die jeweiligen Interessensphären einzuspannen suchte. Daß Thomas Mann sich nicht als Spielball mißbrauchen lassen wollte, sondern (wofür er seinen Preis zu zahlen hatte) selbst zum Spieler wurde, einem Spieler, dem auch manches Eigentor unterlief, ist gerade auch nach den jüngsten Entwicklungen der deutschen Geschichte von neuer Brisanz: handelt es sich doch um den immer wieder erregenden Prozeß, das Spannungsfeld zwischen Kunst und Politik, Geist und Zeitgenossenschaft und dessen irritierende Spiegelungen durch die Medien in der gelebten Vita eines großen Künstlers zu reflektieren.

Eveline Pochadt

Zwischen den Stühlen – Thomas Mann nach 1945

Von Eveline Pochadt

Vorbemerkung

Ziemlich genau vor 45 Jahren – am 24. Juli 1949 – betrat Thomas Mann zum ersten Mal nach dem Kriege wieder deutschen Boden.

Als er im Zuge einer Vortragstournee am 11. Februar 1933 das Deutsche Reich verließ, hatte die Weimarer Republik seit zwölf Tagen aufgehört zu existieren. Damals konnte er nicht ahnen, daß er dieses Land, als dessen geistiger Repräsentant er sich empfand, erst nach sechzehn Jahren, und auch dann nur besuchsweise, wiedersehen würde. Um präzise zu sein, war sie ein durchaus junges Staatsgebilde, diese aus den amerikanisch, englisch und französisch besetzten Zonen im Entstehen begriffene Bundesrepublik Deutschland, die seit dem 23. Mai 1949 mit der Verkündung des Grundgesetzes zwar etabliert, aber durch Wahlen noch nicht bestätigt worden war.

Ein ähnlich instabiler Zustand war im anderen Teil Deutschlands gegeben. Die Proklamation der DDR stand noch aus. Eine interimistische Volkskammer hatte seit dem 15. Mai, nach dem grundsätzlichen Beschluß, die Deutsche Demokratische Republik ins Leben zu rufen, die Arbeit aufgenommen. Auch hier hatten noch keine Wahlen stattgefunden.

Schon aufgrund dieser geschichtlichen Tatsachen hätte man schwer einen neutralisierenderen Zeitpunkt für einen Besuch in Ost und West finden können. Jede Äußerung des damals prominentesten Emigranten wurde mit einer heute hysterisch anmutenden Begeisterung oder Erbitterung aufgenommen.

Er kam als amerikanischer Staatsbürger: Noch im Krieg, unter der Präsidentschaft des von ihm verehrten Franklin Delano Roosevelt, hatte er den Eid auf die amerikanische Verfassung abgelegt.

Die überaus starke Resonanz auf seinen Besuch in Printmedien und Rundfunk kam nicht überraschend. An seiner Ablehnung, nach Deutschland zurückzukehren, hatten sich vier Jahre vorher öffentliche Diskussionen entzündet. Zwei Jahre vorher hatte er Europa mit einem Nietzsche-Vortrag bereist und Deutschland dabei gemieden. Sein Besuch wurde daher zu einem Politikum ersten Ranges, dessen amerikanische Dimension seinen deutschen Zeitgenossen damals nahezu völlig entging.

Molo und die Folgen

Die Resonanz auf Thomas Manns erste Nachkriegsäußerungen war alles in allem positiv. «Er war (. . .) einer der verbotenen, aber dafür haben wir ihn auch am wenigsten vergessen», schrieb Friedrich Rasche in einem huldigenden Artikel im «Neuen Hannoverschen Kurier»¹. Unentwegt verlangte man nach seinen Stel-

lungenahmen. Dem Wunsch einer Lagerzeitung deutscher Kriegsgefangener in den USA mit einem Artikel in der Weihnachtsausgabe nachzukommen, war ihm eine «Ehre und Freude», und er nahm die Gelegenheit wahr, sich grundsätzlich zum Bild einer zukünftigen wünschenswerten Welt zu äußern, die nach seiner Ansicht nur sozialistische Züge tragen konnte: «Die Gleichheit ist heute der Demokratie ein wichtigeres Anliegen als die Verschiedenheit².»

Es ist anzunehmen, daß sich im Anschluß an das Kriegsende eine vielleicht fruchtbare Debatte um Deutschlands zukünftige Regierungsform angebahnt hätte, wenn nicht das, was als «große Kontroverse» in die Literaturgeschichte eingehen sollte, seinen Lauf genommen hätte.

Es ist an dieser Stelle nicht notwendig, auf alle Einzelheiten des Molo-Briefes einzugehen³. Walter von Molo war nicht der einzige, der Thomas Mann nach Kriegsende aufforderte, nach Deutschland zurückzukehren. Es lag sozusagen in der Luft.

Bekannt ist, daß vor allem die anklagenden Passagen aus Thomas Manns abschlägiger Antwort in der deutschen Presse wiedergegeben wurden, das versöhnliche Schlußwort blieb nahezu unerwähnt. Ein geheimes Gesetz scheint jedenfalls Thomas Manns offenen Briefen innezuwohnen, nach welchem er jedesmal, wenn er sich moralisch im Recht fühlt, eine Formulierung entläßt, die als Bumerang zu ihm zurückkehrt. In diesem Fall war es die Bemerkung:

Es mag Aberglaube sein, aber in meinen Augen sind Bücher, die von 1933 bis 1945 in Deutschland gedruckt werden konnten, weniger als wertlos und nicht gut in die Hand zu nehmen. Ein Geruch von Blut und Schande haftet ihnen an; sie sollten alle eingestampft werden⁴.

Der Abschnitt, der mit diesem Satz endet, beginnt mit dem begrüßenswerten Voratz:

Fern sei mir jede Selbstgerechtigkeit! Wir draußen hatten gut tugendhaft sein und Hitler die Meinung sagen. Ich hebe keinen Stein auf, gegen niemanden.

Ihm war mit seiner Antwort etwas gelungen, was selbst seine zahlreichen Gegner bis dahin nicht erreicht hatten. Der österreichische Schriftsteller und Kabarettist Hans Weigel, ein Emigrant auch er, beschrieb 1975, anläßlich einer Umfrage zur Hundertjahrfeier von Thomas Manns Geburtstag, seine damaligen Empfindungen:

Als der Krieg zuende war, schien Thomas Mann als Schlüsselfigur für die deutsche Zukunft prädestiniert. Dann aber lasen wir (. . .) Thomas Manns Nachkriegsbrief, der die Deutschen pauschal verdammt, der alle Radio-Appelle rückwirkend desavouierte, der den Deutschen vorwarf, was Mann jahrelang selbst versucht hatte: ein Arrangement mit der Diktatur. (. . .) Ich hatte in Wien

die Fülle der trotz Not und Gefahr integer Gebliebenen gefunden und mußte mich nun mit ihnen gegen Thomas Mann solidarisch fühlen. Eine große Hoffnung war schmachlich betrogen worden, ein Leitbild mußte demontiert werden. (. . .)⁵

Weigel war kein Einzelfall. Wie er empfanden viele. Thomas Mann mußte sich vorhalten lassen, daß auch zwei seiner eigenen Bücher noch nach 1933 im nationalsozialistischen Deutschland erschienen waren (im Oktober 1933 «Die Geschichten Jaakobs», im März 1934 «Der Junge Joseph»). Obgleich sie damals nicht auf dem Index standen, durften sie nicht völlig frei angeboten und verkauft werden. Sie galten als UT-Ware, als unter dem Ladentisch verkaufte Ware.

Die Möglichkeit, sein Lesepublikum weiterhin erreichen zu können, war damals eine der Hauptbegründungen für Thomas Manns Zurückhaltung gewesen. Die Anhänglichkeit seines Lesepublikums wertete er als «stille Demonstration» des Widerstands in einer Zeit, auf die seine Formulierung vom «Herzasthma des Exils» abzielte, das er als Gegengewicht zu den Leiden der im Land Gebliebenen in der Antwort an Molo in die Waagschale warf.

Sehr fraglich ist jedoch, ob eine weniger pauschale Beurteilung der schreibenden Kollegen in Deutschland die Lawine verhindert hätte, die seine Weigerung, nach Deutschland zurückzukehren, ausgelöst hat. Es gab zwar durchaus Stimmen, die seine Entscheidung respektierten, in der Presse waren sie jedoch in der Minderheit. Thomas Mann schien sich keiner Provokation bewußt zu sein:

(. . .) Ich bin verblüfft und betrübt über die unglaubliche Erbitterung, die mein doch eigentlich schonender und menschlich vertrauensvoller Offener Entschuldigungsbrief an Herrn von Molo erregt zu haben scheint. (. . .) Wie hoch schätzen Sie den Prozentsatz von Deutschen, der, wenn es Freizügigkeit gäbe, heute mit Begeisterung nach Amerika auswandern würde? Aber ich soll zurückkehren. Eine Kollegenschaft fordert es, die mein Ausscheiden vor 13 Jahren völlig kühl ließ. Man zuckte die Achseln über den Narren, der es mit dem Sieghaft-Neuen verdorben hatte (. . .)⁶

Der Romancier Frank Thieß, der Hitlers Machtergreifung 1933 als «erlösende Tat» begrüßt hatte, kreierte den vielstrapazierten Begriff von der «inneren Emigration», vor der sich Thomas Mann unversehens zu verteidigen hatte. Aus dem Ankläger war ein Angeklagter geworden, und er blieb es für lange Zeit. Stellvertretend für die ganze Emigration wurde Thomas Mann zur Zielscheibe der Angriffe aus den Reihen der Mitläufer. Aber nicht nur dieser: Einer, der nicht «mitgetanzt und Herrn Urian aufgewartet⁷» hatte, war Erich Kästner. Nach 1933 hatte er noch in der Schweiz publizieren können. Ab 1942 erhielt er Schreibverbot im In- und Ausland. Nach dem Krieg leitete er das Feuilleton der unter amerikanischer Lizenz in München erscheinenden «Neuen Zeitung». Dort veröffentlichte er am 14. Januar 1946 einen Artikel – «Betrachtungen eines Unpolitischen» –, in dem er vorgab, einer fiktiven Kinderschar zu erklären, warum man besser Tho-

mas Mann nicht zur Rückkehr auffordern sollte. Unbekümmert darum, daß er sich dabei genau der Kriterien bediente, mit denen die Werke vieler Künstler von den Nationalsozialisten abqualifiziert worden waren, lieferte er in seinem Artikel «das Unverschämteste, was die Deutschen sich gegen mich geleistet haben und ein klassisches Stück sächsischer ›Heemdicke‹⁸», wie Thomas Mann, als er den Artikel ein halbes Jahr später zu Gesicht bekam, an eine langjährige Briefpartnerin, die ebenfalls in Amerika lebende Germanistin Anna Jacobsen, schrieb. Im Kästner-Artikel heißt es:

Wenn ich jemanden um hundert Mark bitte, der nur zehn Mark eingesteckt hat, wenn ich ihn wieder bitte und weiterbitte, muß er mit der Zeit wütend werden. Das ist ja klar. Thomas Mann ist ein Meister in der Darstellung differenziertester Künstlernaturen, kränklicher, überfeinerter, dekadenter Charaktere, er tut sich sogar auf die Bedeutsamkeit des Nichtgesundseins seiner Bühnenhelden einiges zugute, und er geht so weit, die Labilität, die Nervosität, die behutsame Abwegigkeit für Tugenden und hohe Werte zu halten. Dieser Kennerschaft und Vorliebe entsprach seit je eine physische Labilität des Autors selber. [. . .] Man hätte ihn viel eher bitten müssen, nur ja auf alle Fälle drüben-zubleiben⁹!

Kästner ersparte seinen Lesern nicht, zu schildern, wie eine gesunde Reaktion auszusehen habe:

[. . .] liebe Kinder [. . .] In Amerika lebt zur Zeit noch ein anderer großer Deutscher, der Schauspieler Albert Bassermann. Ein herrlicher Schauspieler und ein herrlicher Mensch. Als ihm die Berliner Schauspieler kabelten [. . .], depechierte er vier Worte: «Ich komme, Albert Bassermann.» Als ich die vier Worte las, habe ich alter Schafskopf beinahe geheult. Seht ihr, liebe Kinder, das ist eben ein anderer Mann als Thomas Mann. Nun darf man das dem Thomas Mann nicht zum Vorwurf machen, daß er nicht ein Mann wie Bassermann ist. Das wäre sehr, sehr ungerecht. [. . .]

Nein, Thomas Mann war kein «Mann wie Bassermann», und ein Kabel «Ich komme, Thomas Mann» mag ihm nie in den Sinn gekommen sein. Sonderbar, wie sehr eine solche Vorstellung zum Lachen reizt.

Im Fall Kästner verzichtete er auf eine Antwort. Seine Rache war subtilerer Art. Auf seiner ersten Europa-Reise nach dem Krieg eröffnete er in Zürich 1947 den ersten internationalen Nachkriegs-PEN-Kongreß mit einer Festrede. Kästner war als Berichterstatter seiner Zeitung angereist. In der Arbeitssitzung vom 4. Juni, der dramatischsten des Kongresses, trat Thomas Mann sehr warmherzig für die Bildung einer neuen deutschen Gruppe ein. Als Präsidentin schlug er Ricarda Huch vor und als Mitglieder, für die er selbst eintreten könne, nannte er die drei anwesenden deutschen Vertreter Johannes R. Becher, Erich Kästner und Ernst Wiechert, ferner Anna Seghers, Ernst Penzoldt, Karl Jaspers, Manfred Haus-

mann (mit dem ein Schlagabtausch noch bevorstand), Hans Reisiger, Bernhard Kellermann, Friedrich Wolf, Karl Barth, Wilhelm E. Süskind, Theodor Plivier und Fritz von Unruh^{9a}.

Auf den ersten Blick überrascht es, daß Thomas Mann Kästner an so exponierter Stelle nannte, berücksichtigt man seine empfindliche Reaktion auf Kritik. Abgesehen von Kästners reiner Weste im Nationalsozialismus, die Manns Entscheidung rechtfertigt, muß es ihm klüger erschienen sein, zu diesem Zeitpunkt persönliche Gefühle hintanzustellen: So erwarb er sich den Ruf, nicht nachträglich zu sein, und machte aus einem potentiellen Gegner in der Redaktion der «Neuen Zeitung» einen ziemlich ergebenen Berichterstatter, wie Kästners Bericht vom 23. Juni 1947 zeigt. Dieser Artikel¹⁰ ist in vieler Hinsicht interessant. Nichts erinnert an die Polemik von 1946. Thomas Mann wird als «angesehenster Teilnehmer des Kongresses» nicht nur bezeichnet, sondern auch gewürdigt. Sein Eintreten für die zwölf deutschen Autoren, «für die er seine Hand ins Feuer legen könne», entfachte eine mehrstündige Diskussion:

Man sperrte sich, als habe das ganze deutsche Volk, samt der Wächter der KZ, den Antrag gestellt, in den PEN-Club aufgenommen zu werden, während es doch, am Beispiel Ernst Wiecherts, der im Saale saß, offenkundig genug um Schriftsteller ging, die im dritten Reich nicht weniger gelitten hatten als andere Kollegen.

Vercors, einer der französischen Delegierten, warf unseren antifaschistischen Schriftstellern vor, daß sie lediglich geschwiegen hätten, statt gegen das Regime offen das Wort zu ergreifen. Nun, wenn sie das getan hätten, dann hätte man sich im Züricher Kongreßhaus über ihre Annahme [. . .] den Kopf nicht zerbrochen [. . .]¹¹.

Als besonders demütigend empfand Kästner die Forderung nach einer Kontrollkommission. Daß er Thomas Mann sein beherztes Eintreten hoch anrechnete, zeigt die Formulierung:

Er war der geehrteste der «guests of honour», und alle anderen Schriftsteller deutscher Sprache waren, er wird's ihnen nachsehen, stolz auf ihn.

Seine Kritik daran, daß Thomas Mann Deutschland bei diesem Europa-Aufenthalt meidet, weiß er in eine Form zu kleiden, die nicht mehr verletzen soll:

Da er den Sommer in der Schweiz bleibt, wird seinem Herzen nicht entgehen, daß er ebensolang vor den Toren Deutschlands weilt.

Bekanntlich hatte Thomas Mann auch anderen Schriftstellern gegenüber, die er als PEN-Mitglieder vorschlug, durchaus Aversionen («[. . .] Die «innere Emigration» mit Wiechert an der Spitze – unerträglich!» [TB 22. Juni 1946]) und Vorbehalte politischer Natur.

Es hat den Anschein, als habe Thomas Mann mit seinem engagierten Eintreten für eine deutsche PEN-Gruppe ein versöhnliches Zeichen setzen wollen, als Ausgleich zu seinem auch von ihm selbst als peinlich empfundenen Fernbleiben von Deutschland. Gemessen daran, wie er über die Mitglieder der «inneren Emigration» immer noch dachte, war es eine taktische Entscheidung: Über die «Mitglieder der fatalen Körperschaft», die sich die

innere Emigration nennen, und die ich sitzengebliebene Dummköpfe heiße, Ofenhocker, über denen der Ofen zusammengefallen ist, und die sich diese Malheur zur höchsten Ehre und als Treue gegen Deutschland anrechnen, während wir es uns bequem gemacht hätten¹²,

äußerte er sich sechs Wochen nach der PEN-Tagung, wie das oben angeführte Zitat aus einem Brief an den Schriftsteller und Dramaturgen Herbert Eulenberg zeigt, eher noch erbitterter als zwei Jahre vorher, als er anlässlich der Thießschen Artikel die «innere Emigration» noch mit etwas maßvolleren Worten charakterisiert hatte:

Es ist schwer erträglich, daß diese Leute, die, weil sie nie den Mund gegen den heraufkommenden Schrecken aufgetan hatten, in der angenehmen Lage waren, zu Hause bleiben zu können, sich nun als die eigentlichen Helden und Märtyrer präsentieren (. . .), während wir anderen im Ausland ein bequemes Zuschauerleben führten. Aber schon zuviel Worte über diesen Quark. Aber eine recht derbe Bestätigung gewisser Besorgnisse, die ich in meinem Brief an Molo andeutete, und die mich mit einer gewissen Ängstlichkeit vor dem Wiedersehen mit D. erfüllen, hat mir der Thiesssche Artikel doch bedeutet¹³.

Schon im März 1947 hatte Thomas Mann in einem Brief an Manfred George, den Herausgeber der deutschsprachigen Wochenschrift «Aufbau» in New York, das Ausmaß seiner Resignation und Enttäuschung offenbart: Unter diesem Aspekt sind auch seine Vorschläge zum PEN-Club zu sehen:

[. . .] Aus Furtwänglers Schriftsatz, wie aus so vielen anderen Dokumenten geht mir wieder hervor, welch ein Abgrund zwischen unserem Erlebnis und dem der in Deutschland Zurückgebliebenen, klafft. Eine Verständigung ist über diesen Abgrund hinweg völlig unmöglich, und ich habe mich, wenn auch anfangs ungläubig, mehr und mehr davon überzeugen müssen, daß auch meine Äußerungen während des Krieges und nachher in Deutschland nur als ein unwissendes Gerede empfunden worden sind, das an das Erlebnis der Deutschen in keiner Weise heranreicht, und nur außerhalb Deutschlands als Trost und Stärkung empfunden werden konnte. So habe ich aus zuverlässiger Quelle, daß mein Brief nach Bonn, der doch die Runde um die Welt gemacht hat und, man kann wohl sagen, überall als eine Art Ehrenrettung für den deutschen Geist und die deutsche Würde empfunden worden ist, dem Philosophen Karl Jas-

pers, demselben, der eine so gute Rede über die deutsche Schuld gehalten hat, «*wehe getan*» hat, als er ihn las. Dies streng privat.

Ich erzähle es Ihnen nur, um Ihnen meinen Entschluß deutlich zu machen, den Deutschen nicht mehr «*wehe zu tun*» und ihnen ihren Furtwängler zu lassen, wenn sie ihn haben wollen¹⁴.

Es ist sehr schwierig, zu einer einigermaßen befriedigenden Beurteilung der «Großen Kontroverse» zu kommen. Bezieht man Thomas Manns Briefwechsel nach dem Krieg mit alten Bekannten aus Münchener Tagen, die sich auf ihre Art mit dem Regime arrangiert hatten, mit in die Überlegungen ein, ist festzustellen, daß er bei diesen nach anfänglichen Anklagen zu einer weitaus versöhnlicheren Haltung gekommen ist. Seine Auseinandersetzung mit Molo krankte an Öffentlichkeit. Eigentlich war es unmöglich, dem ganzen Komplex der nationalsozialistischen Vergangenheit in einem offenen Brief gerecht zu werden. Was vor vielen Vertretern der selbsternannten «inneren Emigration» auszusprechen durchaus am Platz war, mußte diejenigen treffen, die versucht hatten, durch ein erträgliches Arrangement mit der Macht Unheil von sich und anderen abzuwenden.

Widerstand konnte im Terror-Regime nur derjenige wirksam leisten, der sich unter dem Deckmantel der Angepaßtheit halbwegs sicher fühlen konnte. Nicht jeder Name unter einer Grußadresse an den «Führer» bewies bedingungslose Gefolgschaft. In der ersten Zeit der Emigration hatte der erbitterte Hitlergegner Thomas Mann selbst oft genug erwogen, ob es nicht klüger wäre, im Lande zu bleiben und schweigend das baldige Ende der «Hitlerei» abzuwarten.

Es hätte 1947 auch Berührungspunkte zwischen «äußerer» und «innerer» Emigration geben können. In seiner Untersuchung «Literatur unterm Hakenkreuz» schreibt Ernst Loewy, daß es auch wirklichen Widerstand, wenn auch verschwindend geringen, unter den Schriftstellern im Reich gegeben habe. Zu diesen rechnet er Günther Weisenborn, Jan Petersen, Werner Bergengruen und Reinhold Schneider¹⁵. (Letzterer habe eine Theorie entwickelt, die in manchen Punkten mit der Thomas Manns übereinstimme.) Bezeichnenderweise haben diese in die Debatte nicht eingegriffen.

Übrigens empfand Thomas Mann nicht nur Abscheu gegen seine ehemaligen Landsleute. Den ästhetisierenden Blickwinkel konnte er angesichts sich allzu überlegen gebender Platitüden in der amerikanischen Presse nicht unterdrücken. In einem Brief an Klaus Mann von 1947 schreibt er, daß er zwar den Deutschen nach wie vor jede Strafe gönne:

Andererseits – wie kann man sagen: «Ich bin antideutsch?» Das klingt mir nun wieder komisch und wie ein ganz haltloses Statement. Die Deutschen sind ja schon selbst gegen sich, durchaus selbstmörderisch veranlagt, immer gegen den eigenen Nutzen wütend – beinahe schon wieder gewinnend, und wenn man sagt «Ich bin gegen sie», so ist man eigentlich für sie. [. . .] Daß das Deutschtum quite a mess ist, ist unbestreitbar, und wenn Nietzsche es sagt, ist es gut, wenn aber Time Magazine es sagt, ist es bloß ungebildet¹⁶.

Dieser Brief kann als Beispiel dafür gelten, wie fern Thomas Mann damals der deutschen Realität gewesen sein mag, wenn er einen Ausspruch Wiecherts, die deutsche Jugend bestehe vollständig aus «Jünger-Jüngern, mit dem Tode cynisch auf Du und Du, frech nihilistisch» für bare Münze nimmt. Zwar macht er sich sonst stets über Wiechert im Tagebuch lustig, es kommt ihm aber hier nicht in den Sinn, dessen Ausspruch auch nur zu relativieren – zu sehr stößt er bei ihm auf einen Nerv – nämlich den seiner eigenen Vergangenheit. «Natürlich ist es unglaublich, daß die Deutschen verlangten, die Welt solle an ihnen genesen – wo sie doch erst einmal von ihrer Tod-Süchtigkeit genesen müßten.» In einer eigenwilligen Verschränkung verbindet er diesen Gedanken mit einem durch die Presse spukenden nahezu grotesken Lösungsangebot zum deutschen Problem und reflektiert dabei in übertragener Form wiederum seine eigene Position innerhalb Amerikas:

Im Grunde haben sie genug von sich selbst und wollen weg. Den größten Eindruck hat mir Bidaults Moskauer Vorschlag einer gelenkten Auswanderung großen Stils aus Deutschland gemacht. Frankreich sei bereit, wenn auch andere es seien, Millionen von Deutschen zu resorbieren. Sehr mutig, neu und ingenüös. Die Calamität der «20 millions de trop» wäre damit gelöst. Ein so sonderbares Volk sollte nicht so zahlreich sein. Außerdem wäre es ein Schritt weiter zur Schaffung eines entnationalisierten europäischen Typs, einer Synthese europäischer Tradition, die das griechische Bildungselement in der römischen Machtwelt abgeben könnte¹⁷

(so wie er sich als europäisches Bildungselement in der amerikanischen Machtwelt sah).

Abschließend läßt sich sagen, daß Thomas Manns Auseinandersetzung mit der «inneren Emigration» sein Verhältnis zu Deutschland jahrelang schwer belastet hat. Zu einer befriedigenden Auflösung des Konfliktes ist es auch in Zürich 1947 nicht gekommen. Vergleicht man die Liste der von ihm vorgeschlagenen Mitglieder mit den Anmerkungen im Tagebuch, müssen bis auf einige Ausnahmen wie Ricarda Huch oder Johannes R. Becher viele der Vorschläge *contre cœur* erfolgt sein und sind als Ausdruck seiner Resignation zu werten.

Weit über ihre aktuelle Brisanz hinaus stellte die Auseinandersetzung mit der «inneren Emigration» sogar die Weichen für das Verhältnis Thomas Manns zur Generation der Nachkriegsschriftsteller und paradoxerweise auch zur «Gruppe 47».

Für Thomas Mann hatte sie darüber hinaus die Konsequenz, daß seine ohnehin umstrittene Position unter den Emigranten immer mehr ins Wanken geriet. Berücksichtigt man zudem seine damalige Opposition zur amerikanischen Politik, dann fand sich der 72jährige einstige «Repräsentant des deutschen Geistes» zwei Jahre nach Kriegsende gleich zwischen mehreren Stühlen wieder.

«Der Phantasie einen Ruck geben»

Die Vorgänge um die Bayerische Akademie der Schönen Künste in München

Im Vordergrund des Deutschlandbesuches 1949 standen stets die beiden Goethestädte Frankfurt und Weimar. Da sie den beiden gegensätzlichen Machtblöcken angehörten, gewann der Besuch beider Städte eine politische Dimension und wurde auch so interpretiert, wie noch auszuführen sein wird.

Ich kenne keine Zonen. Mein Besuch gilt Deutschland selbst, Deutschland als Ganzem und keinem Besatzungsgebiet. Wer sollte die Einheit Deutschlands besser gewährleisten und darstellen, wenn nicht ein unabhängiger Schriftsteller, dessen wahre Heimat [. . .] die freie, von Besatzungen unberührte deutsche Sprache ist¹⁸

sollte Thomas Mann in Frankfurt und Weimar in seiner Festansprache bekräftigen. Inge Jens bezeichnet diesen Anspruch zutreffend als ein «idealistisches Konstrukt, das dazu diente, dem individuell unabweislich gewordenen Schritt eine historische Sinngebung zu verleihen¹⁹».

In einem Brief an Hans Mayer von 1948 hatte Thomas Mann, nachdem er vorher auf die deprimierenden Veränderungen der politischen Atmosphäre in Amerika und die Schattenseiten der Moskauer Kulturpolitik hingewiesen hatte, auf eine zukünftige Mittlerrolle bereits angespielt:

Die Zweiteilung Deutschlands kommt als Verhängnis hinzu. Da die Brücke bilden zu wollen, wäre ein schöner Ehrgeiz, aber ein vermessener wohl, denn wer hält die Belastung aus²⁰?

Inge Jens führt aus, daß Thomas Mann seine Skrupel und Bedenken hinsichtlich eines Deutschlandbesuchs erst überwand, als von Frankfurt *und* Weimar Einladungen vorlagen, also eine Annahme beider mit der von ihm angestrebten Rolle als Vermittler zwischen den beiden Machtblöcken, als Repräsentant eines geistigen Gesamtdeutschlands, übereinstimmte, deren versöhnliche Tendenz ihm am Herzen lag.

Diese Folgerung ist nicht von der Hand zu weisen, ist unbestritten richtig für die Zeit der letzten Entschlüsse im Mai 1949. Vorher jedoch hatte er Einladungen beider Städte ablehnend oder hinhaltend beschieden²¹.

Auch eine Einladung des Frankfurter Oberbürgermeisters zur Hundertjahrfeier der Paulskirchenversammlung war abschlägig beschieden worden: «Einladung des Frankfurter Oberbürgermeisters zur Paulskirchen-Feier im Frühjahr, bewahr mich Gott» (TB 2. Januar 1948).

Ich möchte hier den Beweis antreten, daß Thomas Mann schon lange vorher innerlich das Ziel seiner Reise festgelegt hatte und sogar eine äußerst gewagte Intervention riskierte, um an sein Ziel zu gelangen. Natürlich handelt es sich um München, «das dumme Nest» (TB 16. August 1940), die Stadt, in der er vierzig

Jahre seines Lebens verbracht und aus der ihn 1933 der «Protest der Wagnerstadt München» erreicht hatte, eine Kränkung, die über den Krieg hinauswirkte und «am Herzen fraß».

Wie schon 1947, als er sich gegen sein Gefühl zu einem Fernbleiben entschlossen hatte, zog der Gedanke an ein Wiedersehen mit München ihn unwiderstehlich an. («Auch zieht unsereinen das Abenteuer ja an, und zum Abenteuer des Gemütes hatte das wilde Geschehen von anderthalb Jahrzehnten diesen Besuch geprägt», heißt es im «Reisebericht»²².) Wenn er an einen Besuch dachte, so war er im Tagebuch zunächst immer mit München verbunden. An einem Wiedersehen mit Ernst Bertram war ihm viel tiefer gelegen als an allen Lobgedichten und -reden Johannes R. Bechers, den er menschlich gleichwohl schätzte.

Es galt jedoch nicht nur die Abneigung gegen die «innere Emigration», die begründete Furcht vor Pressekampagnen, Krawallen oder Attentaten zu überwinden, ein ernstzunehmendes Hindernis sah Thomas Mann auch in der radikalen Ablehnung seiner Tochter Erika – und ohne ihre Billigung und tatkräftige Unterstützung schien ihm ein Besuch ausgeschlossen. Die familiären Auseinandersetzungen waren nur siegreich zu bestehen, wenn eine ehrenvolle Position einen Besuch geradezu zwingend herausforderte. Dem Vorgehen Thomas Manns gegenüber der Bayerischen Akademie der Schönen Künste kann eine gewisse Tollkühnheit nicht abgesprochen werden: Anfang Oktober 1948 hatte ihn ein Schreiben von Dr. Alfred Jacob erreicht, dem Generalsekretär der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, in dem dieser ihm mitteilte, daß man beabsichtige, ihn zum ordentlichen Mitglied zu wählen²³.

Diese Mitteilung muß Thomas Mann nicht gerade überwältigt haben. Er war mittlerweile an spektakulärere Ehrungen gewöhnt. Zudem war von einer «Wahl» auch allerhand Beschämendes zu erwarten. Zumindest von Protesten war bei seiner Umstrittenheit in Deutschland auszugehen. Seine Antwort, zu der er sich nahezu einen Monat Zeit nahm, ist jedoch von diplomatischer Delikatesse. Nach «wärmster, herzlichster Danksagung» und Lob macht er Bedenken geltend:

Meine ordentliche Mitgliedschaft wäre nur nominell, eine Fiktion. [. . .] Ich [. . .] wäre für alle gefaßten Beschlüsse formell mitverantwortlich, ohne doch an ihrer Formung mitgewirkt zu haben. [. . .] ich habe sehr ernstlich nachgedacht, welchen Weg man einschlagen könnte, um Ihren schönen Gedanken, eine Verbindung zwischen Akademie und mir herzustellen [. . .] Wenn die außerordentliche Mitgliedschaft die Vorstellung einschließt, ich sei ein amerikanischer und kein deutscher Schriftsteller, so ist sie nicht passend. Ehrenmitglied zu heißen, wäre mir, obgleich es ein bißchen anspruchsvoll klingt, eigentlich das Liebste, möge auch die Definition [. . .] auf meinen Fall nicht so zutreffen. Es bliebe denn die Wahl zum korrespondierenden Mitglied, in welcher Eigenschaft ich tatsächlich mehreren Instituten [. . .] schon angehöre. Völlig befriedigend ist, das gebe ich zu, keine dieser Auskünfte, und vielleicht sollte man der Phantasie einen Ruck geben und für den besonderen Fall etwas Neues erfinden, z.B. die Würde eines Ehrenvorsitzenden der literarischen Abteilung . . .²⁴

Im Tagebuch vom 28. Oktober 1948 ist von «Bedenken» gegenüber dem Vorschlag Jacobs die Rede. Mußte jedoch sein eigenes Vorgehen nicht noch größere Bedenken in ihm wecken?

Seine heikle Position in Deutschland war ihm über alle Maßen bewußt. Konnte sein Vorstoß zum Ehrenpräsidenten ihm nicht demütigende Unannehmlichkeiten einbringen? Die Headlines im Fall einer Indiskretion gegenüber der Presse konnte man sich ausmalen. Zudem könnte sich die Akademie in zwei Lager spalten. Deren neugewählter Präsident, der Freund Emil Preetorius, mußte sich möglicherweise gezwungen sehen, persönliche Konsequenzen zu ziehen. Dies alles galt es zu bedenken.

Daß sich Thomas Mann dennoch entschloß, den Brief abzuschicken, zeigt, wie viel ihm an einer ehrenvollen Position gerade in München lag. Auf eine Bayreuther Ehrenpräsidentschaft, die ihm von einem «Bayreuth Kuratorium» (Wagner und kein Ende!) im Vorjahr angetragen worden war und die er möglicherweise als Anregung aufgriff, hatte er noch mit einem «dilatorischen Brief²⁵» geantwortet.

Der von Zweifeln Geplagte hatte lange auf eine Antwort zu warten. Im Dezember schreibt er dem Freund Hans Reisiger:

Die Lage ist überhaupt zu kompliziert. Neulich sollte ich ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie [. . .] werden. [. . .] Gleich darauf wollte man in Sowjet-Leipzig eine Universitäts-Stiftung nach mir benennen. Ich habe auf beides ausweichend geantwortet. Welcher Bessere, wo er auch sei, säße denn heute nicht zwischen den Stühlen [. . .]²⁶

Nun kann man Thomas Manns Antwort an die Akademie in München beim besten Willen nicht als «Ablehnung» bezeichnen, eine Aussage, die er auch gegenüber Preetorius bekräftigte. Dieser hatte ihm nämlich am 25. Februar 1949 vom Ergebnis der Abstimmung Meldung erstattet²⁷, wobei er wohl Thomas Manns Vorschlag (zutreffend) als «Wunsch» bezeichnet haben muß. In seiner Antwort verwehrt sich Thomas Mann gegen diese Version und beharrt darauf, daß er damit gerechnet habe, man würde seinen Brief als Ablehnung auffassen²⁸. Möglicherweise war das auch die Version, die er der Familie gegenüber aufrechterhalten wollte. Dafür war er aber in seiner Antwort zu konkret geworden. Im gleichen Brief teilt er Preetorius mit, daß er in seinem Entschluß, Deutschland nicht zu besuchen, nunmehr wankend geworden sei und eine Reise nach München, das für das ganze Deutschland zu stehen habe, ihm akzeptabel erscheine. Ein «Kelch» bleibe der Besuch für ihn. «Aber die Frage würde doch wohl bis ans Ende an mir zerren²⁹.»

Inzwischen war jedoch auch ein Brief Jacobs mit der offiziellen Bestätigung der Ehrenpräsidentschaft eingetroffen³⁰. Ein höchst kompliziertes Vorgehen sei notwendig gewesen, Ministerratsbeschlüsse, die auch ablehnend hätten ausfallen können, hätten umgangen werden müssen. [Ein Mitglied hatte unter Protest die Akademie verlassen.] Daher habe man sich entschlossen, den drei Abteilungen

freizustellen, je einen Ehrenpräsidenten zu wählen. Das Tagebuch weist aus, daß Thomas Mann noch einmal nachträglich von Skrupeln ergriffen wurde.

Zunächst schien das Ziel erreicht zu sein. Nicht nur hatte Thomas Mann jetzt die Genugtuung, Ehrenvorsitzender zu sein, es ergab sich daraus scheinbar selbstverständlich eine ehrenvolle Plattform, von der aus sich in München agieren ließe, und, da diese Würde eigens für ihn geschaffen worden war, war bei einem Europa-Aufenthalt nicht gut an einem Münchenbesuch vorbeizukommen.

Die größte Verwirrung wurde aber dadurch ausgelöst, daß eine Diskrepanz gerade in der Frage, die ihm an meisten am Herzen lag, zwischen dem offiziellen Schreiben Jacobs und dem privaten von Preetorius klaffte. Preetorius nämlich hatte Thomas Mann wortreich beschworen, in München, und nur in München, seinen Goethe-Vortrag zu halten, und die Begleitumstände in den verführerischsten Farben ausgemalt, während das Schreiben Jacobs zu diesem Punkt außerordentlich dürftig war und eine Einladung nur recht vage zu einer der Münchener Festveranstaltungen enthielt. Thomas Mann mußte sich Gewißheit verschaffen. «Nun aber sagen Sie mir», beschwor er Preetorius:

Mit wem haben Sie über die Frage gesprochen, in wessen Auftrag mir so geschrieben und in welcher Form ist, präzise, mein öffentliches Erscheinen gedacht? Dr. Jacob ist so unbestimmt, spricht nur für die Akademie und scheint es für möglich zu halten, daß ich einer Veranstaltung beiwohne, ohne den Mund aufzutun. Das ist doch aber offenbar nicht möglich³¹.

Er äußerte die Besorgnis, daß sein Vortrag nicht «gut genug sei» für diese Gelegenheit, daß er außerstande sei, sich «noch etwas Monumental-Festliches ad hoc» abzugewinnen. Die nervliche Belastung und Ungewißheit seien unerträglich. «Meine Ruh ist hin», heißt es nun im nächsten Brief an «Reisi»:

Freundliche Einladungen von Frankfurt [. . .] ferner Leipzig und Weimar (+ + + -Zone) hatte ich abgelehnt. Nun also München allein? Es ist wahr, einer Rundreise durch das Land bis Lübeck etc. wäre ich ohnehin nicht gewachsen und es ließe sich wohl herausarbeiten, daß der Besuch der Stadt, in der ich 40 Jahre meines Lebens verbrachte, symbolisch für ganz Deutschland stehe³².

Obgleich von Preetorius noch keine beruhigenden oder erklärenden Worte erfolgt waren, wurde im Familienkreis die Frage heftig diskutiert. Die erste Hälfte des März verging mit Debatten: «K. dafür, nicht so Erika» (2. März 1949). «Erika verließ den Tisch, leidend. Ihr irrationaler Gram über die Möglichkeit meines Besuches in München. Mit Söhnen Hin- und her-Gespräch über die Frage. Irritant und betäubend Erikas wegen. Müde» (TB 4. März 1949). «Nachts wirre Träume [. . .] Erika beim Frühstück mit roten Augen» (TB 5. März 1949).

Am 23. März 1949 beginnt Thomas Mann, eine Sonderrede für München aufzusetzen, Erika Mann hatte nachgegeben.

Eine Woche später platzte ein Brief von Klaus Mann³³ aus Amsterdam in die Vorbereitungen, der alle Pläne über den Haufen warf: Klaus hatte Preetorius am Telefon gesprochen. Dessen kleinlautes Verhalten mußte unbedingt Zweifel an der Ernsthaftigkeit der Münchener Vorbereitungen wecken. Auch in Frankfurt habe es böse Vorgänge um den Goethe-Preis gegeben. Er berichtet auch vom Abraten Bermanns und «Erschrecken anderer Freunde».

Thomas Mann setzt sich erleichtert von dem Vorhaben ab. Die vergangenen Tage waren aufwühlend gewesen «Münchener Rede, unbefriedigend und unvermeidlich viel zu weit führend». [. . .]

Gedankenumstellung, Erleichterung, Aufgabe der Quälerei mit der literarischen Vorbereitung. Kommt es zu dem Besuch, so mag er leichthin improvisiert werden. Er mag dahingestellt und dann vermieden werden. Es ist genug anderes zu bedenken. (TB 30. März 1949)

Die Entscheidung für Frankfurt fiel am 2. Mai in Washington. Ironischerweise war es Walter Hallstein, der spätere Staatssekretär und Schöpfer der nach ihm benannten Doktrin, damals Gastprofessor in den USA, der nach zweimaliger Intervention die Einwilligung Thomas Manns zu einem Besuch in Frankfurt am Main erhielt.

Noch zu diesem Zeitpunkt stand für Thomas Mann fest, daß der Besuch in Frankfurt für das ganze Deutschland zu stehen habe, wie er es Preetorius gegenüber noch Mitte Mai zum Ausdruck brachte³⁴.

Erst auf der Tournee erfuhr Thomas Mann aus der Presse, daß die Stadt Weimar ihm nicht nur die Ehrenbürgerwürde verleihen wollte, sondern, analog zu Frankfurt, ihm der neugeschaffene Goethe-Preis vom Goethe-Ausschuß Weimar/Berlin zuerkannt werden sollte. Nach einigem Hin und Her und zwischen- durch immer wieder durch kritische Pressestimmen von Zweifeln ergriffen, kam er zu der Entscheidung, Frankfurt *und* Weimar zu besuchen. Die Stadt Frankfurt kam Thomas Mann sogar insoweit entgegen, daß sie die Goethe-Feierlichkeiten um einen Monat vorverlegte. Sie folgte darin einer Anregung Erika Manns, die den offiziellen Teil der Europa-Tournee möglichst kurz halten wollte, um eine anschließende Erholung sicherzustellen.

Tatsächlich sollte Thomas Mann in der Folge nicht nur Frankfurt und Weimar, sondern auch Stuttgart, München, Nürnberg, Bayreuth und Eisenach besuchen.

Dennoch wären alle Deutschland-Pläne im letzten Moment beinahe gescheitert: In Stockholm erreichte die Familie die Nachricht vom Tode Klaus Manns am 21. Mai in Cannes. Zunächst dachte man daran, die Reise ganz abzubrechen und nach Amerika zurückzukehren. Schließlich entschloß man sich, wenigstens die nächsten offiziellen Termine wahrzunehmen. Deutschland stand vorerst nicht mehr zur Debatte. In der Schweiz fiel schließlich die Entscheidung, doch noch zu reisen. Erika Mann wollte allerdings nicht mit dabei sein.

Interessant sind in diesem Zusammenhang die Ausführungen George Mot- schans: Dieser hatte noch als Schüler von Thomas Mann, damals im Schweizer

Exil, eine Einladung zum Tee erhalten. Daraus entwickelte sich ein loser Kontakt, der auch nicht ganz abbrach, nachdem die Manns nach Amerika gegangen waren. Eine Geschäftsreise, die ihn im Oktober 1948 nach New York führte, nutzte Motschan (und nahm den 15stündigen Flug von New York nach Los Angeles dafür in Kauf), um wieder einmal bei Thomas Mann Tee zu trinken. Er berichtet, Thomas Mann habe mit ihm unter vier Augen über einen bevorstehenden Deutschlandbesuch gesprochen und wollte seine Meinung dazu hören. Spontan habe er, um ihn über die Strapazen einer solchen Reise zu beruhigen, seine Begleitung und seinen Wagen angeboten. «Ich fühlte, daß Thomas Mann seinen Plan schon lange gefaßt hatte», schreibt Motschan in seinen Erinnerungen³⁵.

Aus allen diesen Einzelheiten läßt sich ein Bild zusammensetzen, das der Wahrheit wohl am nächsten kommt:

Schon seit Jahren hatte Thomas Mann den Wunsch und vor allem die Verpflichtung empfunden, sich endlich seinen ehemaligen Landsleuten im Licht des Tages zu stellen. 1947 war es vor allem die vehemente Intervention Erika Manns gewesen, die einen Besuch verhindert hatte.

In erster Linie dachte Thomas Mann stets an München, wenngleich er eine Mittlerrolle im geteilten Deutschland längst erwogen hatte, wie der Brief an Hans Mayer von 1948 zeigt.

Die Vorgänge um die Ehrenpräsidentschaft in München sind vor dem Hintergrund einer möglichst ehrenvollen Position bei einem künftigen Deutschlandbesuch zu interpretieren. Diese sollte vor allem in interfamiliären Auseinandersetzungen als Argument dienen und die Annahme der Einladung als zwingend geboten erscheinen lassen.

Im Mitgliederverzeichnis der Akademie von 1951 ist Thomas Mann übrigens nur als «Ehrenmitglied» geführt. Inge Jens schließt daraus, daß der Titel eines «Ehrevorsitzenden» anscheinend bei den Behörden auf Widerstand gestoßen sein muß³⁶.

Die letzten Entscheidungen fielen im Mai 1949, nachdem Thomas Mann die Tournee bereits angetreten hatte.

Es gibt ein untrügliches Indiz dafür, welche außerordentliche Bedeutung Thomas Mann dem Deutschlandbesuch beimaß: Er verzichtete während seiner gesamten Dauer auf seine tägliche Gewohnheit, Tagebuch zu führen. Erst nachdem er deutschen Boden wieder verlassen hatte, sollte er die Aufzeichnungen mit einer stichwortartigen Zusammenfassung des «wilden Reigens» wieder aufnehmen, die er mit der Bemerkung abschloß: «Bin gesund geblieben. Habe schlecht und recht standgehalten.» (TB 4. August 1949)

Wie sehr ihm auch nur dieses bescheidene Ergebnis fraglich gewesen war, ja, daß er die Reise in dem Bewußtsein angetreten hatte, daß er sie möglicherweise nicht überleben werde, zeigt die letzte Eintragung am Morgen der Abreise nach Deutschland: «Der Tag der Abreise ist gekommen. Morgens noch ein Bad, denn wer weiß –, Gefühl, als ob es in den Krieg ginge. – [...]» (TB 23. Juli 1949)

«Ruhm ist die Summe der Mißverständnisse, die sich um einen Namen scharen.»

Dieses Rilke-Zitat setzte der «Europakurier» (Aachen) am 22. Juli 1949 unter die balkendicke Überschrift «Ithaka». Der «Europakurier» hatte sich zur Begrüßung Thomas Manns auf deutschem Boden etwas Besonderes einfallen lassen: eine Sammlung «Grußworte deutscher Dichter» sollte den Ankömmling willkommen heißen. Interessanter als der Inhalt der einzelnen Grußworte, die nachsichtig bis wohlwollend, schlimmstenfalls nachdenklich-kritisch in der Tendenz waren (wobei auch ein gewisser Trend spürbar war, daß die Schreiber sich zum Teil dafür rechtfertigten, daß sie Thomas Mann überhaupt «begrüßten»), sind die Namen der «deutschen Dichter», die sich dazu bereit fanden. Es handelt sich um R. Bongs, H. Burgmüller, R. Geisenheyner, A. von Hatzfeld, H.J. Himstedt, G.R. Hocke, M.-L. Kaschnitz, V. Meyer-Eckart und J. Winckler. Mit Ausnahme von Josef Winckler, Marie-Luise Kaschnitz und G.R. Hocke sind diese Autoren heute nahezu vergessen. Auch damals hätte es weitaus bekanntere Namen gegeben. Im nachhinein ist nicht mehr zu recherchieren, wie der «Europakurier» zu dieser Auswahl gekommen ist. Man kann jedoch von zahlreichen Absagen ausgehen. Bezeichnenderweise befand sich kein einziger der Autoren darunter, die Thomas Mann zwei Jahre vorher in Zürich als Vertreter einer deutschen PEN-Gruppe vorgeschlagen hatte.

«Ithaka» war der Titel des Beitrags von Victor Meyer-Eckhard, in dem es heißt:

[. . .] wir würden beschränkt oder schlimmeres sein, wollten wir die jetzige Anwesenheit des Dichters im Lande seiner Geburt nur einen «Besuch» heißen – nicht vielmehr in ihm eine warme Umarmung des lange gemiedenen und so oft unfruchtbaren Bodens erkennen.

So kehrte Odysseus nach Ithaka zurück, wiewohl es von Opportunisten bösester Sorte, eben den «Freiern», den Schändern des Edelsten was die Insel trug, überschwemmt war: Unter dem Schutze Apollons überschritt er die doch segnende Schwelle. Uns will bedünken, Thomas Mann ist um «Penelopeias» willen heute in sein Deutschland gekommen – diese Liebe ist auch durch die «Freier», ist auch durch die Pfeile, die er gegen sie verschoß, nicht geringer, sondern nur frommer gegen die eigenen Götter geworden.

Es sei dahingestellt, ob Thomas Manns Liebe zu Deutschland «frommer» geworden war, auch, was mit der «doch segnenden Schwelle» gemeint sein könnte. Der Vergleich Meyer-Eckhardts trifft auch sonst nicht zu. Thomas Mann kam nicht als König im Gewand eines Bettlers, und er kam nicht, um zu bleiben. Lediglich die Formulierung «unter dem Schutze Apollons» scheint zuzutreffen: «Im Schutz und Zeichen Goethes»³⁷, wie es Inge Jens noch treffender formuliert, hatte er sich zu dem Abenteuer bereit gefunden. Er kam mit milden Worten und einer Versöhnungsgeste, die durchaus nicht überall als solche aufgefaßt wurde. Es handelt sich um seinen Entschluß, auch in Weimar den Goethepreis persönlich in Empfang zu nehmen.

Immerhin, zunächst war die Presse in Westdeutschland weitgehend wohlwollend kritisch, wenn es auch im Vorfeld des Besuchs zahlreiche kritische Stimmen gegeben hatte, die sich vor allem auf die Vergangenheit bezogen. So wurde der Frankfurter Oberbürgermeister nach der Bekanntgabe des Goethepreisträgers öffentlich angegriffen. Auch die Vorverlegung der Feierlichkeiten stieß auf heftigen Widerstand. Ein eklatanter Stimmungsumschwung ergab sich jedoch, als Stimmen laut wurden, die Thomas Manns politische Verantwortung in Weimar beschworen.

Noch Mitte Juni war Thomas Mann schwankend gewesen, ob er den Weimargesuch überhaupt antreten sollte. Zunächst mußten auch die Verhandlungen mit den amerikanischen Behörden bestanden werden. Er mißtraute darüber hinaus der ostdeutschen Presse und sah Schwierigkeiten:

«In der <Tat> Meldungen aus Weimar, daß ich dort den östlichen G-Preis am 28. August in Empfang nehmen werde. Charakteristischer Festlegungsversuch. – Sehr zweifelhaft, ob ich dort hingehen soll. Abneigung, es mit Amerika zu verderben.» (TB 18. Juni 1949)

Vielleicht hätte er die Weimarer Einladung tatsächlich abgelehnt, wenn er die Hintergründe der vom Stadtrat als «einstimmigen Wunsch der Weimarer Bevölkerung» überbrachten Einladung der Gothestadt gekannt hätte: Wilfried Sabais, der damals die Verhandlungen geführt hatte, berichtete später, daß die Entscheidung zunächst keineswegs einstimmig gewesen sei. Im ersten Abstimmungsgang sei der Antrag durchgefallen, und zwar nicht nur wegen der Vorbehalte der SED, die Thomas Mann als «Knecht der Wallstreet» abgelehnt habe, sondern auch die bürgerliche Mehrheit habe sich nicht auf Thomas Mann als bedeutendsten Repräsentanten deutscher Kultur einigen können. Erst Johannes R. Becher habe auf Veranlassung Sabais' mit einer direkten Anweisung aus der Zentrale die Einstimmigkeit herbeigeführt³⁸.

Der Gang nach Weimar ist vor dem Hintergrund des politischen Klimas in den USA auch als Akt des Protestes gegen den hysterischen Antikommunismus zu verstehen. Diese Dimension wurde in der westdeutschen Presse vollständig übersehen. Man interpretierte ihn weitgehend als Instinktlosigkeit Thomas Manns, dem man vorwarf, er lasse sich von der östlichen Propaganda für deren Zwecke ausnutzen und übersehe dabei gutgläubig die brutalen, menschenverachtenden Züge des östlichen Regimes. In diesem Sinne äußerte sich Eugen Kogon, ehemaliger KZ-Häftling und Herausgeber der «Frankfurter Blätter», in einem offenen Brief an Thomas Mann. Die Frage, warum Thomas Mann darauf nicht geantwortet habe, beschäftigt noch heute die Forschung.

Inge Jens interpretiert das Schreiben Thomas Manns an Walter Ulbricht im Jahre 1951 als eine späte Antwort auch auf den Kogon-Brief³⁹. Ohne diese These völlig von der Hand zu weisen, bin ich zu etwas anderen Ergebnissen gekommen. Dazu ist es notwendig, die zeitliche Abfolge der an Thomas Mann ergangenen Appelle noch einmal aufzurollen:

Eine erste, wenn auch beiläufige Aufforderung an Thomas Mann, sich seiner politischen Verantwortung in Ostdeutschland nicht zu entziehen, findet sich in einem Artikel von Fabian von Schlabrendorff am 23. Juli 1949 in der «Allgemeinen Zeitung», Mainz. Der ehemalige Widerstandskämpfer (Mitglied der Verschwörung des 20. Juli) bezog vor allem Stellung gegen Thomas Manns Nachkriegsreden:

[. . .] Manches Wort aus dieser Zeit mag mitgeholfen haben, jene Mentalität in der Welt hervorzurufen, deren praktische Auswirkung unter dem Stichwort Morgenthau-Politik deutlich wurde.

Er vermißt eine Gesinnung, hinter der «verzeihende Liebe» stehe, und weist auf alle die hin, die im Widerstand gegen Hitler umgekommen seien: Diese stünden nicht hinter der Emigration zurück. Schlabrendorff wird noch deutlicher. Er warnt:

Es ist eine alte Sache, daß der unterliegende Feind dem Gegner in Hirn und Herz dringt. Manche von den Deutschen, die heute in der Verfolgung ehemaliger Nazis so vieles für erlaubt halten, was sie noch vor wenigen Jahren mit Recht am Nationalsozialismus tadelten, haben sich infolge der jahrelangen Gegenwehr [. . .] geistig bis zu einem gewissen Grade von ihm gefangen nehmen lassen. Sollte es vielleicht darauf zurückzuführen sein, daß Thomas Mann so scharfe Worte über die Fülle der Deutschen findet, die in der Zeit des Nationalsozialismus jung an Jahren und jung an Erfahrung seinem Banner gefolgt sind, nicht, weil sie den Nationalsozialismus verteidigen, sondern weil sie ihr Vaterland schützen wollten? Aus dem Thomas Mann der Nachkriegszeit spricht nicht der Geist deutschen und zugleich weltoffenen Humanismus, sondern der Ungeist der Intoleranz und Selbstgerechtigkeit. [. . .] Als in der Zeit des Nationalsozialismus die Welt nicht nur schwieg, sondern ihm manche Huldigung brachte, wurden Tausende von Deutschen schwankend. Oder wird Thomas Mann den Vertretern des russischen Bolschewismus das vorwerfen, was seit den Nürnberger Gerichten als Verbrechen gegen die Menschheit gebrandmarkt ist? Auch Dichter und Schriftsteller haben eine Verantwortung! [. . .]⁴⁰

Möglicherweise hat dieser vielbeachtete Artikel dazu beigetragen, daß die «Gesellschaft zur Bekämpfung der Unmenschlichkeit» wenige Tage später mit der Aufforderung an Thomas Mann herantrat, bei seinem Besuch in Weimar auch das nahegelegene Lager Buchenwald zu besuchen.

In diesem ehemaligen KZ wurde nach dem Einmarsch der Roten Armee (wie auch in Sachsenhausen) ein sowjetisches Speziallager eingerichtet. Nach Akten, die erst 1992 in Moskau eingesehen werden konnten⁴¹, sind allein in Buchenwald in der Nachkriegszeit (bis 1950) 28 455 Häftlinge festgehalten worden. Es handelte sich um ein sogenanntes «Schweigelager»: Die Insassen durften keinen Kontakt mit ihren Angehörigen unterhalten, üblicherweise wurden sie abgeholt

und eingesperrt ohne Angaben von Gründen. Ein Teil der Überlebenden wurde nach Jahren entlassen, ohne daß eine Anklage erhoben worden war oder ein Prozeß stattgefunden hatte. Zu den Insassen zählten Nationalsozialisten; viele der Inhaftierten aber gerieten wegen des oft nur vermuteten Widerstands gegen die neue stalinistische Ordnung in Haft, unter ihnen Großbauern, Gewerbetreibende, Sozialdemokraten und oppositionelle Kommunisten. Nahezu ein Drittel der Insassen überlebten Buchenwald nicht. Die Verbleibenden wurden nach 1950 teils entlassen, ein erheblicher Teil in die Sowjetunion deportiert, in Kriegsgefangenenlager gebracht oder den DDR-Behörden übergeben. Von diesen wurde wiederum ein Teil in den berüchtigten «Waldheimer Prozessen» im Schnellverfahren abgeurteilt.

Thomas Mann wies damals die Aufforderung der «Gesellschaft zur Bekämpfung der Unmenschlichkeit», deren Mitglieder hauptsächlich ehemalige KZ-Insassen waren, weit von sich. Er beabsichtigte ja gerade eine Geste des Ausgleichs und keine konfliktverschärfenden Maßnahmen. Ein spektakulärer Auftritt in Buchenwald wäre seiner Absicht zuwidergelaufen. Diese Absicht unterstellte er auch der Kampfgruppe, wie seine in höchster Eile bei der Abreise in Frankfurt entworfene Antwort zeigt:

[. . .] Der entscheidende Grund ist, daß mein Besuch dem alten Vaterland als ganzem gilt und daß es mir unschön schiene, mich von der Bevölkerung der Ostzone fernzuhalten, sie gewissermaßen links liegen zu lassen. Im Rahmen dieses Besuches Forderungen zu stellen, die die einladenden deutschen Behörden nicht erfüllen können, ist offensichtlich unmöglich und die interpellierende Gesellschaft weiß das so gut wie ich. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich die Ziele einer Gesellschaft zur Bekämpfung von Unmenschlichkeit von Herzen ehre und ihrem Bestreben, mildernd und humanisierend auf das politische Leben einzuwirken, allen erdenklichen Erfolg wünsche. Ist doch dieses Bestreben mein eigenes und mein Besuch in Weimar sollte gerade ihm in erster Linie dienen⁴².

Damit war für Thomas Mann die Angelegenheit zunächst erledigt. Eugen Kogon, der während des Nationalsozialismus sieben Jahre in Konzentrationslagern, zuletzt in Buchenwald, interniert gewesen war, veröffentlichte daraufhin einen offenen Brief: «Thomas Mann vor Weimar-Buchenwald». Als eine der ersten veröffentlichte ihn die «Frankfurter Neue Presse» am 30. Juli 1949. Andere Zeitungen folgten nach.

Bemerkenswert ist, daß mit ihm zum dritten Mal eine Stimme zu Wort kam, der hohe moralische Integrität zukam. Keiner der drei Appelle war von einer Seite erfolgt, der man reaktionäre Absichten unterstellen konnte. Kogon schrieb (aus eigener Erfahrung):

[. . .] Schon einmal haben deutsche Dichter und Schriftsteller in Weimar, dem Geist Goethes huldigend, gegen die Unmenschlichkeit gesprochen – natürlich

nicht etwa gegen die nationalsozialistische, sondern gegen die sowjetische –, und ihre Kollegen in Buchenwald, wo die Schergen eine mächtige sogenannte Goethe-Eiche verehrungsvoll am Leben gelassen hatten, mußten auf blutgetränktem Boden, in dem sie wurzelte, mit Entsetzen, Abscheu und damals ohnmächtiger Wut das glorreiche Gerede zur Kenntnis nehmen. [. . .].

Wollen Sie, sofern Sie die Absicht haben sollten zu sprechen, [. . .] sich und die 12 000 Gefangenen von heute in eine ähnliche Lage bringen? Sie müßten sich wohl vorher entscheiden, was Ihnen richtiger schiene: die Freundschaft der 12 000 und der Haß der Machthaber, oder der Haß der Gefangenen und die Freundschaft der Machthaber. [. . .] Der einzige, allerdings fragwürdige, aber immerhin begreifliche Ausweg, den ich für Sie sehe, wenn Sie der gleichen Meinung nicht sein sollten, ist der: in Weimar öffentlich zu schweigen – für Goethes und für Ihr Ansehen hörbar zu schweigen. [. . .]⁴³

Mit diesem Brief hatte Kogon die Absichten Thomas Manns vollständig durchkreuzt («Da die Brücke bilden zu wollen, wäre ein schöner Ehrgeiz, aber ein vermessener wohl, denn wer hält die Belastung aus?»⁴⁴). Thomas Mann hat die Aufforderung Kogons als einen Affront betrachtet. Seine einzige direkte Äußerung dazu findet sich in der «Frankfurter Neuen Presse» vom 1. August 1949 und ist in diesem Sinn: «Ich halte diese Äußerung für die indirekte Form, mir für meinen Besuch in der Ostzone die Mißbilligung auszusprechen⁴⁵.» Er geht mit keinem Wort auf den Inhalt ein.

Eugen Kogon war ihm als Autor des Buches «Der NS-Staat» zwar längst ein respektabler Name, als Herausgeber der «Frankfurter Hefte», in denen er schon mehrfach angegriffen worden war, stand er ihm jedoch mit Mißtrauen gegenüber.

Der Zeitpunkt der kurzen Erwiderung legt nahe, daß Thomas Mann den offenen Brief Kogons in der «Neuen Presse» gelesen haben muß, da er von den meisten Blättern erst später gebracht worden war.

Auf derselben Seite aber, auf der die «Frankfurter Neue Presse» Kogons Brief abgedruckt hatte, befand sich ein weitaus umfangreicherer Artikel von Manes Kadow⁴⁶, dessen Überschrift lautete: «Mokante Tränen für den Goethe-Preisträger – Nachdenklichkeiten um Thomas Manns Frankfurter Besuch». Schon eine Woche vorher hatte Kadow an dieser Stelle «Ein leichter Gruß für Thomas Mann» den Dichter unerträglich belehrend und in herabsetzender Weise in Frankfurt willkommen heißen:

[. . .] Jetzt empfinden wir allmählich Ihr großangelegtes Werk und Wirken wieder näher. Denn als wir die Wehrmachtswäschebeutel in den Gefangenenlagern ausstülpten, fanden wir kein Buch von Ihnen darinnen, sondern bestenfalls die Bibel, Bertolt Brecht oder «Candide» von Voltaire.

In diesem Ton geht es endlos weiter:

[. . .] Stellen Sie den grünlich bewachsenen Knotenstock Ihrer Mahnworte in eine Ecke der Paulskirche und ergreifen Sie den schmalen Pilgerstab, den wir Ihnen noch reichen können

und so fort. Am 31. Juli war der Tonfall des Artikels unterschwellig noch überheblicher und distanzloser:

Ach, hochverehrter Herr Thomas Mann! [. . .] Wie sehr abhold Sie dem christlichen Menschenschuld-Begriff sind, entnahm ich schon der Pressekonferenz, die unter dem ausstrahlenden Atem Ihrer großen Persönlichkeit erzitterte. [. . .]

Tatsächlich konnte Thomas Mann die Veröffentlichung des Kogon-Appells neben diesem mit zahllosen Seitenhieben und Mokanterien gespickten Artikel als Affront betrachten. Allein von der räumlichen Wirkung her liegt eine Entwertung des Kogon-Briefes vor.

Selbst wenn Thomas Mann über seine kurze Stellungnahme hinaus erwogen haben mochte, auf Kogon zu antworten, war daran im gedrängten Tagesablauf des Deutschlandaufenthalts nicht zu denken. Mittlerweile hatte es jedoch ein anderer übernommen, zu antworten: Schon am 1. August, also zwei Tage darauf, erschien in der «Frankfurter Rundschau» (deren Redaktion Thomas Mann in Frankfurt mit einem Besuch ausgezeichnet hatte) denn auch ein Verteidiger Thomas Manns. Im Leitartikel «Ich stelle mich der Freundschaft, dem Haß» (Zitat aus Manns Frankfurter Rede) nahm Gottfried Stein⁴⁷ vehement Stellung, und zwar, was möglicherweise verhängnisvoll sein sollte, gegen beide Artikel – Kadows und Kogons – zugleich. Verhängnisvoll deshalb, weil ich der Ansicht bin, daß diese Stellungnahme Gottfried Steins, der übrigens auch schon in die Nachkriegsdebatte über Thomas Mann und Molo eingegriffen hatte, sehr gut die Formulierungen Thomas Manns in seiner Antwort auf den Olberg-Brief⁴⁸ beeinflusst haben könnte.

An dieser Stelle ist es notwendig, den Ereignissen vorzugreifen, um die ineinander verschlungenen, sehr folgenreichen Abläufe, die sich aus Thomas Manns zunächst versöhnend gemeinten Bestrebungen während des Deutschlandbesuches ergaben, sichtbar zu machen. Auf das politische Klima in den USA wurde bereits hingewiesen. Nicht weniger neutralgisch wurde in Europa jede Stellungnahme des geistigen Führers der Emigration in Zusammenhang mit den beiden im Entstehen begriffenen deutschen Staaten aufgenommen. Der schwedische Korrespondent Paul Olberg, der sich selbst als Bewunderer gerade auch des politischen Thomas Mann einführte, sollte im August einen offenen Brief an Thomas Mann richten, der zugleich mit dessen Erwiderung am 9. September 1949 im «Volksrecht», Zürich, erschien. Olberg brachte darin, nach einer umfangreichen Würdigung Thomas Manns, seine Irritation über dessen Äußerungen, Handlun-

gen und Unterlassungen zum Ausdruck, die sich in weiten Teilen mit Kogons Meinung deckte. Hatte Thomas Mann seiner Ansicht nach im Westsektor nicht genügend auf die Gefahr des «zunehmenden Ultrationalismus, Chauvinismus, Antisemitismus und Völkerhaß» hingewiesen, so hob er, was den Weimaraufenthalt betraf, den «tiefen Schmerz und die Erbitterung zahlreicher Bewunderer» Thomas Manns hervor, denen es unfassbar scheinen müsse, daß dieser vor «Gewaltmenschen, die gewohnt sind, die Menschenwürde Andersdenkender mit Füßen zu treten, die hohen Ideale Goethes» gepriesen (und dadurch geopfert) habe.

Die sehr unwillige Entgegnung Thomas Manns, in der er auf manche Vorzüge des östlichen Systems einging und gerade auch die menschlich anrührenden Aspekte der Visite betonte, führte zu einem Sturm der Entrüstung diesseits und jenseits des Atlantiks und hatte im darauffolgenden Jahr den Verlust des von ihm sehr geschätzten Privilegs, jährlich eine Rede vor dem «Congress of Library» in Washington halten zu dürfen, zur Folge.

Die Argumentation Thomas Manns, «Ich bin kein «Mitläufer». Aber es scheint, daß ich gescheite Kommunisten zu Mitläufern habe⁴⁹», legt nahe, daß seine Antwort auch und vor allem als Reaktion auf die Presseangriffe in den USA zu verstehen ist. Vor diesem Hintergrund gewinnt die wie ein fulminanter Rundumschlag formulierte Verteidigung Steins in der «Frankfurter Rundschau» eine Brisanz, die es rechtfertigt, sie an dieser Stelle noch einmal zu präsentieren. Möglicherweise hätte ein moderateres Eintreten für den Bedrängten dessen wahren Intentionen besser gedient.

Stein geißelt zunächst die Dummheit mancher Äußerungen. (Daß «Dummheit und Frechheit» in der Diktatur das Maul zu halten hätten, wohlthätigerweise, ist ja eine der Formulierungen der Antwort an Olberg, die weltweit auf Empörung stoßen sollte.)

Außerdem stellt Stein einen Zusammenhang zwischen Kadows und Kogons Artikel her:

Statt dessen trifft man in der Presse an einem Tag gleich zwei Überraschungen (vielleicht sind es auch keine Überraschungen!) Eugen Kogon «lädt» Thomas Mann in das Buchenwald KZ «ein», und jemand namens Manes Kadow winkt mit dem Zeitungsblatt dem Gast aus Kalifornien «Mokante Abschiedstränen für den Goethepreisträger» zu. Also zu lesen in der «Frankfurter Neuen Presse» vom 30. Juli 1949. Man wird sich dieses Datum zu merken haben, an dem ein journalistisch tölpelhafter Knirps in die Lage kam, in aller Öffentlichkeit seine Minderwertigkeitsgefühle an Thomas Mann abzureagieren.

«Elende Sudelei», «Elaborat», Stein geizt nicht mit Kraftausdrücken:

– Aber verdammt, ist es eigentlich gestattet – bitte 1949 und nicht 1939! –, daß die bare Impotenz, eine uns wiedergeschenkte Redefreiheit schamlos ausnutzend, [...] daß die pure Inferiorität mit einem allzu durchsichtigen Täuschungsmanöver den alten Dichter Lügen straft und des Hasses gegen

Deutschland zeiht? Kann bei uns eigentlich immer noch ein auf den Fuß getretener Irgendwer, seinen aus Rührseligkeit, Trübheit und Unbildung bestehend, schamloserweise auch noch «*christlich*» plakatierten Weltanschauungssalat entgegenstellen?

Unmittelbar darauf kommt Stein auf Kogon zu sprechen, den er zunächst seines Respektes versichert.

Allein, Herr Kogon, hätten Sie Ihre Verlautbarung nicht *noch einmal* bedenken sollen, bevor sie hinausging? Wir wissen doch, daß man nie im luftleeren Raum spricht, daß Sie also mit Ihrem Offenen Brief die Sache derer stärken, für die jemand namens Kadow gesprochen hat. Sie wissen doch, Dr. Kogon, daß der alte Thomas Mann Ihrer «Einladung» aus vielerlei subjektiven und objektiven Gründen nicht folgen *kann*.

Stein weist also auf die politische Verantwortung Kogons hin und unterstellt wiederum diesem, er gehe zu leichtfertig damit um:

Was soll daraus anderes werden als ihn leiden machen? [. . .] So wenig verstehen Sie sich doch auch nicht auf die Psychologie der Macht. Ehre Ihrem Wort, Herr Kogon, soweit es Bemühung ist, dem Recht und der Humanität zu Hilfe zu kommen! Aber bitte doch nicht dadurch, daß Sie nutzlos einen Mann, von dessen Art und Schicksal Sie mehr wissen als diese Kadows, in die Alternative drängen, daß er tun muß, was Sie verlangen, oder daß er «den Haß von 12 000 Gefangenen» und damit zugleich die Feindschaft aller auf sich ziehen muß, die diese ganze vertrackte Sache weder menschlich noch politisch übersehen können. Kann man einem gutgemeinten Zwecke mit solchen Mitteln zu dienen suchen? Und Sie wissen ja selber, daß Thomas Mann nicht *kann*, was Sie verlangen. Sie sprechen ja selber von dem «einzigen Ausweg», der noch passabel sei und den Sie dann noch «fragwürdig» d.h. ungut, bedenklich, erbärmlich nennen müssen [. . .] Wo es Massenterror gibt, da können wir ihm unmöglich dadurch entgegentreten, daß wir uns – verzeihen Sie den harten Ausdruck – *eines* individuellen – moralischen *Zwanges* bedienen. Sie haben Thomas Mann in eine moralische Enge zu bringen versucht, aus der, [. . .] er im Grunde nicht heraus kann, ohne sich in den Augen vieler mit einer Schuld zu beladen. Daran ändert auch nichts, daß es vor allem die Kurzsichtigen und Bösen sind, die sich darüber freuen. [. . .]⁵⁰

Diese Erwiderung war vermutlich im Sinne Thomas Manns. Schon öfter hatte er bei Presseangriffen darauf hingewiesen, daß es ihm lieber sei, wenn er von dritter Stelle verteidigt werde.

So hatte er sich 1945 anlässlich der Thießschen Angriffe gegenüber Gerard W. Speyer geäußert:

(. . .) Ich war zunächst stark versucht, darauf zu antworten (. . .) aber es stände mir schlecht zu Gesicht, mich mit den innerdeutschen Herren herumzuzanken. Eine Zurückweisung aber von anderer Seite wäre recht wünschenswert⁵¹.

In der Folge kam es zu einer Kontroverse zwischen der «Frankfurter Rundschau» und der «Frankfurter Neuen Presse». Man diskutierte hauptsächlich über Stein contra Kadow – der Kogon-Brief fand keine Erwähnung mehr.

Der Herausgeber der «Frankfurter Neuen Presse» stellte sich ausdrücklich hinter Kadow, andere ergriffen die Partei Steins.

Die «Frankfurter Rundschau» hob triumphierend hervor, daß nur eine einzige Zuschrift pro Kadow, die überdies anonym und orthographisch mangelhaft gewesen sei, vorläge, alle anderen hätten Stein recht gegeben. Sollte Thomas Mann die Diskussion verfolgt haben, konnte er annehmen, daß Stein auf einen breiten Konsens in der Bevölkerung rechnen durfte. Auch aus diesem Grund mag ihm eine eigene Stellungnahme überflüssig erschienen sein. Was ihm darüber hinaus noch wichtig erschienen sein mochte, nämlich eine Kritik an der scheinbaren moralischen Überlegenheit des Westens, hätte er sich an dieser Stelle ohnehin versagen müssen.

In einem Artikel, den Thomas Mann um die Jahreswende 1949/50 in den USA schrieb und der weder seinen europäischen noch seinen amerikanischen Landsleuten je vor Augen gekommen ist, hätten seine Kritiker den Moralisten finden können, den sie zu Buchenwald vergeblich anriefen.

Dieser Text füllt die Lücke, die seine Antwort an Olberg nicht ausfüllen konnte. Unter dem nichtssagenden Titel «Anlässlich einer Zeitschrift» lag das brisante Manuskript – im Tagebuch häufig auch sein «J'accuse» genannt – bis 1991 unveröffentlicht im Zürcher Thomas-Mann-Archiv. Inge Jens hat es dort im Zuge der Tagebuchkommentierung ausfindig gemacht und veröffentlicht⁵². Dabei handelt es sich um eine große moralisierende Abrechnung mit der Nachkriegspolitik der USA und der westlichen Welt, denen er jede Berechtigung zur Verurteilung des Ostblocks abspricht. Abgerundet wird diese mit vielen Details angereicherte Philippika durch die Auseinandersetzung mit der Kritik am Kommunismus stalinistischer Prägung und darf daher auch als die amerikanische Antwort Thomas Manns auf Kogon und Olberg gelten.

Die Vermutung, die Frankfurter Pressekontroverse und vor allem Steins Angriffe auf Kadow und Kogon könnten zu einer Beeinflussung der Diktion in Thomas Manns Antwort an Olberg geführt haben, stützt sich auch auf eine zeitliche Koinzidenz: Drei Tage, nachdem ihm Olbergs Brief zugestellt worden war, in dem dieser ihn auf die Diskrepanz seiner Handlungsweise gegenüber den Verbrechen des Nationalsozialismus und derer des Stalinismus hinwies, traf Thomas Mann am 19. August 1949 wieder in Pacific Palisades ein. Im Tagebuch vermerkte er: «Beschäftigung mit einem Haufen deutscher Zeitungsausschnitte aus Ost und West, Schimpf und Ehr» (TB 19. August 1949). Zwei Tage später begann er mit der Erwiderung des Olberg-Briefes, die ihn etwa eine Woche in Anspruch nahm.

Anmerkungen

- 1) Friedrich Rasche: Thomas Mann, «Neuer Hannoverscher Kurier», 13. Juli 1945, S. 3, teilweise abgedruckt in Thomas Mann Tagebücher, hrsg. von Peter de Mendelssohn, ab 1986 von I. Jens, Frankfurt am Main 1977ff. Abgekürzt TB und Jahrzahl, TB 44–46, S. 675.
- 2) Thomas Mann, Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, Frankfurt a. M. 1960–1974, Band XII, S. 965. Abgekürzt GW und Bandzahl.
- 3) Walter von Molo (1880–1958), ehemaliger Kollege Thomas Manns in der Sektion für Dichtkunst an der Preußischen Akademie der Künste und deren Vorsitzender von 1928 bis 1930, hatte am 4. August 1945 einen «Offenen Brief an Thomas Mann» veröffentlicht. (Text in Klaus Schröter: Thomas Mann im Urteil seiner Zeit. Dokumente 1891–1955, Hamburg 1969.) Darin forderte er T. M. auf, «wie ein guter Arzt» zurückzukehren.
- 4) an Walter von Molo, 7. September 1945, in: Erika Mann (Hrsg.): Thomas Mann. Briefe in drei Bänden 1889 bis 1955 und Nachlese, hrsg. von Erika Mann, Frankfurt am Main 1963–1965. Abgekürzt Briefe und Bandzahl. Briefe II, S. 443 ff.
- 5) Hans Weigel: Wie am ersten Tag, in Marcel Reich-Ranicki: Was halten Sie von Thomas Mann? Achtzehn Autoren antworten, Frankfurt am Main 1986, S. 78.
- 6) an Dolf Sternberger, 19. März 1946, Briefe II, S. 483.
- 7) an Walter von Molo, Briefe II, S. 443.
- 8) an Anna Jacobsen, 9. Juni 1946, Briefe II, S. 491.
- 9) Erich Kästner: Betrachtungen eines Unpolitischen, «Neue Zeitung», München, 14. Januar 1946, Feuilleton und Kunstbeilage.
- 9a) vgl. TB 46–48, S. 582, Kommentar vom 2. Juli 1947.
- 10) Erich Kästner: Reise in die Gegenwart, «Neue Zeitung», München, vom 23. Juni 1947.
- 11) ebenda.
- 12) an Herbert Eulenberg, 26. Juli 1947, Briefe II, S. 545.
- 13) an den deutschen Journalisten Gerard W. Speyer, 15. Oktober 1945, Bürgin Hans/Mayer Hans-Otto (Hrsg.), Die Briefe Thomas Manns, Regesten und Register Band III, Die Briefe von 1944–1950. Frankfurt a. M. 1982. Abgekürzt Reg. Reg. III 45/475.
- 14) an Manfred George, 11. März 1947, Briefe II, S. 529 f.
- 15) Ernst Loewy: Literatur unterm Hakenkreuz. Das Dritte Reich und seine Dichtung, Frankfurt am Main 1987, S. 29.
- 16) an Klaus Mann, 19. März 1947, TB 46–48, S. 889 f.
- 17) ebenda. Georges Bidault war französischer Außenminister.
- 18) GW XI, 488 (s. Anm. 2).
- 19) Inge Jens: Thomas Manns Brief an Walter Ulbricht. Vorgeschichte, Hintergründe, Nachspiel, in: Wagner – Nietzsche – Thomas Mann. Festschrift für Eckhard Heftrich, Frankfurt am Main 1993, 1. Seite.
- 20) an Hans Mayer, 14. November 1948, Briefe III, S. 59.
- 21) vgl. Brief an Hans Reisiger, 19. März 1949, Briefe III, S. 83.
- 22) GW XI, 498 (s. Anm. 2).
- 23) von Alfred Jacob, 30. September 1948, auszugsweise abgedruckt in TB 46–48, S. 817.
- 24) an Alfred Jacob, 28. Oktober 1948, TB 46–48, S. 946 f.
- 25) s. TB 27. Januar 1947, Brief an Beidler, Reg. III 47/34.
- 26) an Hans Reisiger, 19. Dezember 1948, Briefe III, S. 64.
- 27) von Emil Preetorius, 25. Februar 1949, auszugsweise abgedruckt in TB 49–50, S. 376.

- 28) an Emil Preetorius, 9. März 1949, Blätter der Thomas Mann Gesellschaft, Zürich, Nr. 4, S. 20.
- 29) ebenda.
- 30) von Alfred Jacob, 25. Februar 1949, auszugsweise abgedruckt in TB, S. 818.
- 31) s. Anm. 28.
- 32) an Hans Reisiger, 19. März 1949, Briefe III, S. 83.
- 33) von Klaus Mann, 27. März 1949, in: Martin Gregor-Dellin (Hrsg.): Klaus Mann. Briefe und Antworten 1922–1949, Reinbek bei Hamburg 1991, S. 607 f.
- 34) an Emil Preetorius, 15. Mai 1949, Briefe III, S. 88 f.
- 35) Georges Motschan: Thomas Mann – von nahem erlebt, Mönchengladbach 1988, S. 35.
- 36) TB 46–48, S. 819.
- 37) Inge Jens: Thomas Manns Brief an Walter Ulbricht, s. Anm. 19.
- 38) Heinrich Wilfried Sabais: Thomas Mann zwischen Ost und West, «Heidelberger Tageblatt», 11. Februar 1953; vgl. auch TB 49–50, Anm. S. 438, wo Inge Jens aus dem Protokoll des Stadtarchivs Weimar berichtet.
- 39) s. Anm. 19.
- 40) Fabian von Schlabrendorff: Thomas Mann in Deutschland, «Allgemeine Zeitung», Mainz, 23. Juli 1949.
- 41) nach einer Meldung der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» vom 23. September 1993.
- 42) GW XIII, 225; geschrieben am 27. Juli 1949. Erstmals gleichzeitig in «Neue Zeitung», München, «Die Welt», Hamburg, und «Frankfurter Rundschau» am 28. Juli 1949.
- 43) Eugen Kogon: Thomas Mann vor Weimar-Buchenwald. Ein offener Brief des Herausgebers der «Frankfurter Hefte», «Frankfurter Neue Presse», 30. Juli 1949.
- 44) s. Anm. 20.
- 45) «Frankfurter Neue Presse», 1. August 1949: Thomas Mann zu Kogons Aufforderung. Achtzeilige Dena-Meldung, kommentarlos zitiert.
- 46) Manes Kadow (1905–1960) begann 1929 als Feuilletonredakteur in Düsseldorf, war von 1934 bis 1938 Hauptschriftleiter der «Rheinisch-Westfälischen Filmzeitung», die von der Gestapo verboten wurde. Nach dem Krieg Rundfunkmitarbeiter (Leiter der französisch lizenzierten Station von Radio Koblenz). Seit 1949 Feuilletonredakteur bei der «Frankfurter Neuen Presse».
- 47) Gottfried Stein, dessen Lebensdaten bisher nicht zu ermitteln waren, hatte schon vor dem Zweiten Weltkrieg als Studienassessor («Der Pädagoge Thomas Mann») über Thomas Mann veröffentlicht. Später machte er sich einen Namen als Verfasser launiger Vögel-, Hunde- und Weinbücher. 1946 war in der Verlagsgesellschaft August Wibbelt, Essen, eine 35seitige Broschüre «Thomas Mann und wir. Zwei Briefe zur deutschen Situation» von ihm erschienen, in der er auf dem Höhepunkt der Thießschen Angriffe zur Besonnenheit aufruft und einen Versuch macht, die Haltung Thomas Manns wohlwollend zu interpretieren. In Thomas Manns Tagebüchern wird er nicht erwähnt.
- 48) Paul Olberg: Offener Brief an Thomas Mann, «Volksrecht», Zürich, 9. September 1949; abgedruckt in: Klaus Schröter, s. Anm. 3, S. 394.
- 49) Antwort an Paul Olberg, datiert 27. August 1949, veröffentlicht zusammen mit dem offenen Brief Olbergs; Briefe III, S. 94ff.
- 50) Gottfried Stein: «Ich stelle mich der Freundschaft, dem Haß», «Frankfurter Rundschau», 1. August 1949.
- 51) s. Anm. 13.
- 52) Thomas Mann: Anlässlich einer Zeitschrift: abgedruckt in TB 49–50, S. 669.